



„Kinder brauchen uns“-Chef Dewender (nach der Bambi-Verleihung, mit verletztem Kind aus Afghanistan): Zu viel des Guten

HILFSORGANISATIONEN

„Ganz viele Verrückte“

Bei der jüngsten Bambi-Verleihung wurde der Verein „Kinder brauchen uns“ geehrt. Dabei ist der Chef ein Hochstapler, zudem gefährden zweifelhaft Adoptionen und christliches Missionieren auch die Arbeit anderer Helfer in Afghanistan.

Wenn es einen Tag gibt im Leben des Markus Dewender, einen Tag, ganz unvergesslich und unvergleichlich, dann war es der 29. November 2007: der Tag der Bambi-Verleihung in Düsseldorf. Unten im Saal klatschten: Tom Cruise, Sophia Loren, Königin Rania von Jordanien, 1300 Gala-Gäste. Und oben auf der Bühne stand er: Dr. oec. Dr. h. c. Markus Dewender, Vorstandsvorsitzender der Hilfsorganisation „Kinder brauchen uns“. Er hielt stolz den Preis in die Kameras, den der Burda-Verlag seinem Verein gerade verliehen hatte, den Bambi in der Kategorie „Engagement“.

59 kranke Kinder hatte das Hilfswerk im Oktober mit einem Charterflug aus Afghanistan geholt, um sie hier in Kliniken behandeln zu lassen. Seit dieser Aktion bekam Dewender, 41, endlich die bundesweite Aufmerksamkeit, die er so dringend brauchte. Für mehr Spenden, für mehr Gratisbetten in deutschen Krankenhäusern, für die nächsten, schon geplanten Hilfsflüge. Und was hätte es nun noch Größeres geben können als diese Bambi-Bühne für seinen kleinen Verein, den vor kurzem nur die wenigsten kannten? Und für ihn, den Vereinschef?

Leider war die Geschichte vom guten Menschen von Mülheim nun doch zu schön, um wahr zu sein. Dewender und seine Leute leisten sich Eskapaden, die Experten gestandener Hilfsorganisationen schaudern lassen. Und Dewender selbst ist ein Hochstapler – mit zwei falschen Dokortiteln und einer offenbar frisierten Vita.

Die Geschichte von Aufstieg und Sündenfall des Dr. Dr. Dewender aus Mülheim an der Ruhr ist eine tragische: die Geschichte eines Mannes, der angetreten war, Gutes zu tun, und dem man nicht mal nachsagen kann, dass er sich persönlich bereichert hätte, höchstens mit Prestige: Neben dem Bambi nahm der falsche Doppel doktor am 17. November auch noch den Deutschen Kinderpreis entgegen.

Der Fall Dewender sagt vielmehr etwas über die Mechanismen im Barmherzigkeits-Business: über den harten Konkurrenzkampf der Hilfsorganisationen um öffentliche Wahrnehmung; über leichtgläubige Journalisten, leichtfertige Bambi-Juroren, die an das Gute glauben wollen, auch weil sich das Gute so gut vermarkten lässt, besonders kurz vor Weihnachten.

Und während Dewenders Verein Kinder brauchen uns (KBU) so nun schon das Geld für den nächsten Flug zusammenhat, klagen Organisationen wie das Oberhausener Friedensdorf, die seit Jahrzehnten afghanische Kinder für Operationen nach Deutschland fliegen, über einen „dramatischen Einbruch“ bei den Spenden.

Dewender hat 15 Jahre in diversen Hilfswerken mitgearbeitet, lang genug, um diese Mechanismen zu kennen. Irgendwann muss er wohl beschlossen haben, dass man besser liefert, was gewünscht ist: eine gute Story. Und dass es da eine andere Wahrheit geben dürfe – keine Wahrheit der Fakten, sondern so etwas wie eine Wahrheit der guten Absichten.

Schon über den Auslöser seines Engagements verbreitet Dewender mehrere Versionen. Version eins erzählte er am 24. November in einem „WAZ“-Interview: „Ich war 1994 beruflich in Pakistan.“ Damals machte er, der angehende Betriebswirt, spontan einen Abstecher in ein Flüchtlingslager nach Peschawar. Er sah das Elend, sah die unschuldigen Kinder – kurzerhand steckte er sechs in ein Taxi und brachte sie in ein Hospital. „Dort habe



PHOTO PRESS SERVICE VIENNA

Kinder in afghanischem Flüchtlingscamp: Gewöhnung an den westlichen Lebensstil?

ich für die Behandlung der Kinder bezahlt.“

Eine rührende, eine perfekte Geschichte, so erzählte sie bei der Bambi-Gala auch die Laudatorin Sabine Christiansen einem Millionenpublikum mit Tremolo in der Stimme. Die Story hat nur den Fehler, dass Dewender bereits 1992 als Ehrenamtlicher im Friedensdorf in Oberhausen begonnen hatte – und der angebliche Peschawar-Trip 1994 schon deshalb nicht der Anfang von allem gewesen sein kann.

Peschawar sei nicht 1994 gewesen, sondern schon 1992, korrigiert sich Dewender nun gegenüber dem SPIEGEL – so passt es auch wieder mit dem Anfang. Merkwürdig nur, dass er damals im Friedensdorf keiner Seele etwas über seine angebliche Reise nach Pakistan erzählte. „Das habe ich mir verkniffen“, sagt er. Allerdings auch gleich noch in einem Lebenslauf, den er 2000 geschrieben hat. Er habe sich mit Patenschaftskindern in Lateinamerika und Afrika Briefe geschrieben, heißt es dort zur Abwechslung: „Der Schriftwechsel weckte in mir immer mehr den Wunsch, selbst aktiv tätig zu werden. So gelangte ich 1992 zum Friedensdorf Oberhausen.“ Von Peschawar kein Wort.

Bleibt noch eine vierte Version: Der „Rheinischen Post“ erzählte er 2001, er habe mal seinen Vater im Krankenhaus besucht. Dort soll ihm ein angolaneses Kind aus dem Friedensdorf aufgefallen sein, das nie Besuch bekam. Er habe sich mit ihm angefreundet, und so sei er zum Friedensdorf gekommen. Peschawar? Kein Peschawar. Dewender heute zu Variante vier: „Das war eine Deckstory.“ Er habe die Peschawar-Sache verschwiegen, weil sein Ar-

beitgeber, die Firma Agiplan Integrale Bauplanung, vom Trip ins Flüchtlingslager nicht angetan gewesen sei.

Im Friedensdorf beginnt er im Fahrdienst, das immerhin ist sicher. Der neue Hiwi gilt als gute Kraft, was auch damit zu tun hat, dass er sehr oft Zeit hat. Im Jahr 1998 taucht Dewenders Name fast täglich in den Dienstbüchern auf, oft schon mittags, aber es gibt nun mehr und mehr Probleme: Die Kinder des Dorfes werden kostenlos in Kliniken behandelt. Dewender jedoch stellt einige von ihnen noch anderen Ärzten vor, weil er Diagnosen und Methoden misstraut. Als die Dorfleitung das merkt, fürchtet sie, die Vertragskliniken könnten die Gratisbetten kündigen.

Das Ende kommt, als Dewender sich zum persönlichen Beschützer von Enayat Shah, einem etwa zwölfjährigen Afghanen, berufen fühlt. Das Friedensdorf achtet streng darauf, dass Ehrenamtliche keine enge Bindung zu den Kindern bekommen. So will man vermeiden, dass sich die kleinen Patienten an einen westlichen Lebensstil gewöhnen oder – der Alptraum seriöser Hilfswerke – sich gar Adoptionen anbahnen. Das kann in Afghanistan, das wie andere muslimische Länder offiziell keine Volladoptionen erlaubt, das Aus für solche Operationsflüge bedeuten.

1998 muss Dewender das Dorf verlassen. Dass er wegen mangelnder Distanz zu den Kindern gehen sollte, bestreitet er heute ganz entschieden – sein Lebenslauf von 2000 liest sich anders: „Ich fühlte mich ungewöhnlich stark zu Enayat hingezogen, die gewisse Distanz, die man bei dieser Tätigkeit immer aufrechterhalten muss (was mir auch sonst stets gelang), bröckel-

te zusehends.“ Enayats Probleme seien ihm wichtiger geworden als seine eigenen – Anzeichen für ein Helfersyndrom.

Im Februar 1999 fliegt Enayat nach Afghanistan zurück, im Mai Dewender hinterher, um ihn für eine Adoption zurückzuholen. Und worüber sich heute selbst Adoptionsexperten nur wundern können: Dewender schafft es. Er bekommt dafür vom Jugendamt Mülheim die Zustimmung. Dabei wohnt er noch bei seinen Eltern, ist voll berufstätig, hat weder Frau noch Freundin, die sich mit ums Kind kümmern könnte. Außerdem braucht er weiter viel Zeit für seine ehrenamtliche Arbeit – er ist 1998 zur Konkurrenz des Friedensdorfs, zum Hammer Forum, gewechselt.

Zwei Jahre später holt Dewender noch Enayats Bruder Ali nach Deutschland und adoptiert ihn ebenfalls. Beim Hammer Forum heißt es heute, wegen der Adoptionen sei man zu Dewender „auf Distanz“ gegangen. Der dockt dafür 2001 beim Verein für Afghanistan-Förderung (VAF) in Bonn an und importiert bis heute ständig weitere mehr oder weniger kranke Kinder aus Enayats Verwandtschaft: zwei Schwestern, zeitweise einen Bruder, einen Neffen, eine Nichte – auch über den Verein KBU.

Eine andere Familie aus Dewenders Umfeld wächst mit der Zeit ebenfalls an: die von Heike und Andreas Timmler aus Schwelm. Anfang 2002 war die etwa siebenjährige Zahra zur Behandlung aus Afghanistan gekommen. Das Kind war in die Feuerstelle seines Elternhauses gefallen. Gasteltern in Deutschland werden die Timmlers. Als Zahra wieder heimkehrt, fliegt Andreas Timmler ihr hinterher und überzeugt den Vater der Halbweise, das Mädchen für die Adoption freizugeben. Ein Deal, der offenbar mit Geld versüßt wurde: Alle zwei Monate, so schreibt Timmler in einem Reisebericht, kann der Vater nach Kabul kommen, „um sich eine finanzielle Unterstützung abzuholen“.

Dewender bezeichnet sowohl die Adoption der Timmlers, die noch Zahras Schwester Gulsum nachgeholt haben, als auch die eigenen Adoptionen als Privatsache. Damit habe der Verein nichts zu tun. Der achte rigoros darauf, dass Gasteltern, die Kinder nach einer Operation betreuten, die Kleinen nicht hierbehielten.

Dem VAF waren solche Anflüge von Doppelmoral womöglich nicht ganz geheuer. Mehr noch störte aber, dass Dewender und die beiden Timmlers 2003 den Verein „Kinder brauchen uns“ mitgründeten und somit eine Konkurrenz aufzogen. Der VAF schloss alle drei wegen „vereinschädigenden Verhaltens“ aus.

In der neuen, eigenen Truppe wurde Heike Timmler nun zweite Vorsitzende, Dewender der Chef. Sie sind von da an eine von all den vielen unbekanntenen Hilfsgruppen mit großer Mission und kleinem Budget. Doch während Dewender die Welt retten will, geht bei ihm zu Hause

in Mülheim alles drunter und drüber. Seine afghanische Kinderschar läuft aus dem Ruder, Ali fliegt von der Schule, hat mehrmals wegen Drogen mit der Polizei zu tun, eine der Schwestern droht mit Selbstmord, will an die Presse gehen. Die Stadtverwaltung bestellt Dewender zum Gespräch ein.

Doch der Mann hat wenig Zeit. „Etwa 40 Stunden pro Woche, also die Freizeit, das Wochenende, den Urlaub“, arbeite Dewender nun neben seinem Job für KBU, sagte er kürzlich in einem Interview. Der Verein ist knapp bei Kasse, er plant eine spektakuläre Aktion, eine, die ihn endlich groß herausbringt: die „Luftbrücke“ mit einem Charterflieger nach Afghanistan.

Schon vorher glaubte Dewender offenbar, dass er auch persönlich mehr Reputation brauchte. Ein Dokortitel würde sich gut machen, auch in Afghanistan. Doktor, das klingt dort erst mal nach Mediziner.

ihm zuvor auf der eigenen Website auch „sehr herzlich“. Wer ihm aber den Titel verliehen hatte, verschwiegen man dabei lieber.

Ein Ehrendoktor allein war jedoch nicht genug, ein richtiger sollte es auch noch sein. Das Problem: Dewender hatte Mitte der Neunziger nur an der Essener Verwaltungs- und Wirtschafts-Akademie drei Jahre im Abendstudium zugebracht. Sein „Betriebswirt (VWA)“ ist kein staatlicher Universitätsabschluss. Erst recht aber reicht er nicht aus, um einen Doktor aufzusatteln.

Trotz seiner enormen Arbeitsbelastung durch Beruf, KBU und seine Adoptivkinder und Mündel soll ihm nun eine akademische Laufbahn in Rekordzeit geglückt sein: 2005 habe er bei einem Polen-Projekt seiner Firma Kontakte zu den Universitäten Warschau und Sofia bekommen. Dabei habe man ihm wegen seiner langen Berufspraxis akademische Abschlüsse mit „überschaubarem Aufwand“ avisiert.

de beziehen. Dort findet sich der renommierte polnische Wirtschaftsprofessor Jerzy Wilkin, und die Unkenntnis ist ganz beiderseits: „Ich kenne Herrn Markus Dewender nicht. Er hat nie unter meiner Aufsicht eine Doktorarbeit geschrieben“, sagt Wilkin. Seine Universitätsleitung bestätigt nach Überprüfung der Urkunde, dass das Dokument „gefälscht wurde, noch dazu sehr schlecht“. Stempel, Urkundennummer, die Unterschriften: alles falsch.

„Sie treffen in diesem Metier der Hilfsorganisationen auf ganz viele Verrückte“, sagt einer, der Dewender viele Jahre nahestand, „das ist gleichzeitig deren Stärke und Schwäche.“ Nur ein Getriebener ist bereit, sein Leben so der Sache zu widmen, wie Dewender es tut. Doch gleichzeitig besteht immer die Gefahr, dass solche Leute aus der Spur laufen, weil sie mehr Gutes tun wollen, als gutgehen kann.

Auch die Timmlers sind solche Geisterfahrer der guten Sache: Schon 2004 ließen sie sich mit den Worten zitieren, es gehe ihnen darum, den Kindern während ihrer Zeit in Deutschland „noch eine weitere Hoffnung mitzugeben, nämlich den Glauben an Jesus Christus“. Das Spendenkonto für ihre Adoptivtochter Zahra lief über einen christlichen Missionsverein. Auf der KBU-Website heißt es außerdem, „sehr viele Kinder“ besuchten die Georg-Müller-Schulen in Gevelsberg und Wetter.

Beide Schulen sind sogenannte Bekennnisschulen. Zwar sagt Dewender, kein KBU-Schützling sei je missioniert worden. In Wetter wirbt man aber damit, dass „die Lehrkräfte an Jesus Christus als ihren Herrn und Retter glauben“ und „Schülerinnen und Schüler mit christlichen, an der Bibel orientierten Werten konfrontiert werden“. Lehrer in Gevelsberg antworten auf die Frage nach ihrem letzten guten Buch schon mal: „Die Bibel.“ Oder wünschen sich, „dass meine Schüler eines Tages genauso begeistert sind von Jesus Christus, wie ich es bin, weil er alleine es möglich macht, dass wir mit dem großen Gott in Kontakt treten können“.

Dabei weiß Dewender, wie gefährlich auch nur der Verdacht einer Christianisierung der Kinder sein kann: „Man würde uns die Arbeit in Afghanistan untersagen.“ Und möglicherweise nicht allein der Dewender-Truppe: „Damit schadet sich der Verein nicht nur selbst, er gefährdet alle westlichen Hilfsorganisationen in Afghanistan“, kritisiert Obeidullah el-Mogaddedi, Vorsitzender des VAF in Bonn.

So ist es mit dem Verein des Doppeldoktors wie bei so vielen Organisationen: Es sind oft die falschen Menschen, die das Richtige versuchen, weil sich zu wenige der richtigen Menschen so eine Arbeit antun möchten. Vom SPIEGEL mit den Vorwürfen konfrontiert, kündigte Dewender an, Selbstanzeige wegen Titelmissbrauchs zu erstatten.

JÜRGEN DAHLKAMP,
UDO LUDWIG, MARTA SOLARZ



PETER STEFFEN / PICTUREALLIANCE/ DPA

KBU-Mitglied Timmler (beim Hilfsflug im Oktober): Spendenkonto beim Missionswerk

Den ersten Titel, einen Doctor honoris causa, bekommt er im Juni 2005. Ein Mann habe ihn angerufen, von einer Yorkshire University. Man beobachte sein Engagement, wolle ihn auszeichnen, so schildert es Dewender. „Da habe ich mich sehr gefreut.“ Die Yorkshire University firmiert in der Karibik, auf Tortola, einer der britischen Jungferninseln – und ist deutschen Gerichten gut bekannt, weil ihre Ehrendoktorwürde en masse in Spam-Schreiben gegen Geld angeboten wurde. Im Mai 2006 verurteilte das Amtsgericht Nordhausen einen Dr. h. c. der Yorkshire University wegen Titelmissbrauchs, im Juli 2007 das Amtsgericht Cham eine Heilpraktikerin – sie hatte sich den Titel für 3800 Euro gekauft. Die Kultusministerkonferenz in Bonn hatte dazu in einem Gutachten festgestellt, dass „Grade bzw. Ehregrade der Yorkshire University nicht zur Führung genehmigt werden“.

„Ich habe nichts gezahlt“, erklärt Dewender jetzt, und sein Verein gratulierte

In Sofia hat er dann laut der Urkunde, die er vorzeigt, am 28. Februar 2006 ein Studium mit dem „Magister Atrium“ der Ökonomie abgeschlossen – ein Fehler, der echten Akademikern kaum unterlaufen dürfte, muss es doch „Magister Artium“ heißen. Und an der Uni Warschau erwarb er angeblich nur vier Monate später, am 26. Juni 2006, einen Wirtschaftsdokortitel – auch diese Urkunde präsentiert er dem SPIEGEL. Das Problem: Die Agiplan erfuhr erst im Sommer 2005 von dem Projekt in Polen. Damit hätte Dewender nur noch ein Semester für sein Fernstudium samt Abschluss in Bulgarien gehabt. Gleichzeitig will er aber auch schon seine Doktorarbeit in Warschau geschrieben haben – was nach polnischen Gesetzen ausgeschlossen ist: Eine Dissertation darf erst begonnen werden, wenn ein Magister- oder Masterabschluss schon vorliegt.

Auf die Frage nach seinem Doktorvater muss Dewender erst mal selbst die Urkun-